

(Nachdruck verboten.)

1] Erhaltung der Kraft.

Novelle von Limm Kröger,

1. Kapitel.

Erhaltung der Kraft.

Martin Uhrhammer, der jetzt den Hof verwaltet, war ein kleiner Knabe. — So lang ist es her.

Im vorigen Jahrhundert war es, im Aufstieg zur Mitte, damals als empfindliche Nerven schon das gewaltige, im tollen Jahr sich entladende Gewitter verspürten.

Es war, als man anfing, die im All aufgesammelte Energie als eine bleibende, in alle Formen wandlungsfähige zu erkennen. Um die Zeit, als man versuchte, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu formulieren.

Gedanken und Ideen flogen wie Distelsamen an schönen Herbsttagen. Nach Altenhof, der Besingung der Uhrhammerfamilie, war auch etwas hingeflogen.

Wenn man aus dem Baumschuh des Hofes tritt und am Bachhaus vorbei den Fußsteig entlang über die hohe Koppel geht, dann hat man eine weite Aussicht über Wiesen und Moore. Denn Altenhof liegt auf freiem gegen die Niederung vorgeschobenen Gelände und ist von einem Hügel gehoben. Nach West und Süd und Nord fliegt der Blick. In langer Winkellinie windet sich der Fluß, und durch weiche Wiesen nach Norden zu blinkt der See aus Nied und Rohr. Dies Bild vor Augen ging ein Sohn des Hauses über die hohe Koppel in die Fremde, damals als man in der gelehrten Welt anfing, von der Erhaltung der Kraft zu reden.

Warum?

Mit dem Hinweis auf die Zeit und ihre Triebkräfte kommt man nicht aus. Hier lag es tiefer, lag in der Natur der einanderstoßenden Kräfte, es lag im Wesen von Vater und Sohn. Vielleicht lag es schon bei Eltern und Voreltern oder gar im Ackergrund von Altenhof: mit einem Wort — es lag in dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Die Heimat der Uhrhammer war für die Ausgestaltung eigenartiger Rechtsbildungen fruchtbarer als andere deutsche Länder. — Man muß dort immer ein paar Spatenstiche tiefer graben als anderswo. Ueppig wuchern die Rechtsformen, Rechtsbildungen und Gebräuche — zumal bei Vererbung von Bauernstellen. Denn der Landmann fühlt, daß eine fortwährende Teilung von Grund und Boden dem Selbsterhaltungstrieb des Standes widerspricht; deshalb hat es die Sitte mit sich gebracht, daß ein Vater bei gesunden Tagen an eines der Kinder Haus und Hof zu billigen Bedingungen abtritt, sich selbst einen Anteil (Verlehn) vorbehält und den andern Kindern eine mäßige Abfindung, wie sie die Stelle tragen kann, sichert. — Meistens war der älteste Sohn der gegebene Stammerbe, zuweilen aber auch, am häufigsten bei jungen Eltern, der jüngste.

In den meisten Gegenden blieb es bei dieser Sitte, ohne daß sich die Obrigkeit dahinter stellte, in andern verdrängte sich das, was Sitte gewesen war, zu einem erzwingbaren Recht, was denn grob und plump mit seinem Kolben auf die Fußboden Bretter stieß, die einen Tag vorher noch die Sargfüße getragen hatten. War bei Lebzeiten nicht Vorsorge getroffen, dann schlüpfte die weiche, bleiche Sitte in den harten Panzer des Gewohnheitsrechts, ließ den Zeigefinger im Kreise der Kinder umlaufen und wies — meistens auf den Ältesten: Du bist Anerbe! — zuweilen aber auch auf den Jüngsten: Du hast das Recht, den Hof zur sogenannten Bruder- und Schwestertage zu übernehmen!

Distrikte mit dem Anerbenrecht des Jüngsten gab es indessen nur wenige; wie Sprengstücke war es über das Land hingeflogen, aber gerade in Altenhof war ein solches niedergefallen. — In Altenhof galt das Anerbenrecht des jüngsten Sohnes. Und das war es, was Fritz Uhrhammer am Bachhaus vorbei über die hohe Koppel in die Fremde trieb.

Der alte Uhrhammer war nicht früh zur Heirat gekommen. Nach Fritz eine Reihe schwächlicher Abkömmlinge, von denen keiner groß geworden war, zuletzt ist Martin geboren. Die Mutter ist dann unerwartet gestorben, der Witwer hat mit seiner Schwester bis zu ihrer Verheiratung (sie bekam

Karsten Schröder, den Besitzer von Falkenstein auf der anderen Seite des Sees) Haus gehalten, hat dann seinen Wittwerstuhl selbst verrückt, ein ältliches Mädchen geheiratet und mit ihr noch den Spätling Klaus, den jüngsten Sproß des Stammes, erhalten. Bald darauf hat er die zweite Frau auch verloren — die alte Magd Grete Todsen steht seitdem dem Haushalt vor.

Die Vermögensumstände waren nicht günstig, ohne Fritz wäre der Hof nicht zu halten gewesen. Fritz aber tat, was er konnte und hielt ihn. Und er tat es mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung. Denn in ihm lebte etwas von dem Klügergeist, den man seiner Sippe nachsagte. Ein Urältervater sollte schon vor hundert Jahren eine Dreschmaschine hergestellt haben, deren Gedanken in den modernen Erfindungen wiederkehren. Am liebsten hätte er ein Handwerk erlernt, er wollte aber darauf verzichten, wenn der Alte ihm den Hof zusagte. Das tat der aber nicht. Die Billigkeit des Begehrens sah er wohl ein, er konnte aber nicht über gewisse Zwangsvorstellungen hinweg. Gott hatte das Anerbenrecht des Jüngsten angeordnet, dabei mußte es bleiben. Gott werde seine Gründe gehabt haben, für Altenhof festzusehen, was er festgesetzt hatte. Es sei nicht gut, klüger sein zu wollen als der liebe Gott.

Eines Tages kam es zum Bruch. Fritz war jung, sein Vater alt, sie verstanden sich nicht. Der Alte nicht den Lebenstrieb des Jungen, der Junge nicht die Scheu des Alten vor der hergebrachten Ordnung. In seinen Augen hatte sie eher einen gotteslästerlichen Anstrich als einen gottesfürchtigen. Er konnte sich nicht helfen, sie reizte ihn und machte ihn heftig.

„Gut, Vater“, antwortete er, „dann kannst Du mir nicht verdenken, daß ich anderswo mein Glück suche. — Ich will mich hier nicht alt und krumm arbeiten und dann mit einem Stod davon gehen. Da nehme ich lieber gleich Stod und Ranzen.“ — „Das tu“, antwortete der Alte. „Das, was Dir von Mutterwegen zukommt und ein wenig zur Abfindung vom Hof — das sollst Du gleich haben. Dann sind wir aber auch quitt.“

Er bekam wirklich, mußte aber vor Notar und Zeugen beschleunigen, „daß ihm nunmehr keinerlei Rechte, sie möchten Namen haben, welche sie wollten, auch keine Erbrechte an Altenhof, an seinen Vater und seines Vaters und seiner Mutter Nachlaß zuständen, daß er vielmehr vollständig abgefunden sei.“ — Den größten Teil seiner Abfindung brachte Fritz nach der Sparkasse, das andere tat er in seinen Geldbeutel, packte seine Habseligkeiten, schnürte sein Bündel und ging aus der Stube, die große Diele entlang aus dem Dielenflur und dann nach dem am Bachhaus auslaufenden Hintersteig zu.

Es war gegen Abend, die Sonne stand nicht mehr hoch, der Vater rief in einer Umwandlung von Milde dem Davongehenden nach: „Fritz! — Vater kann morgen früh anspannen und Dich hinfahren; mich dünkt, heute schlaf man noch in Deines Vaters Haus.“

„Tut nicht nötig, Vater, ich komm leicht über, in der Kühle geht sich's gut — und in unserer Abrechnung steht nichts von Fuhrlohn.“

Fritz hatte sich seinem Vater zugewendet, als er das sagte, er kehrte sich gleich wieder um und — ging. Dem Alten zitterte die Lippe, er antwortete aber nichts. Er tappte auf die Diele zurück und die Diele entlang nach der Stube hin.

So ging Fritz über die hohe Koppel, der kleine Martin weinte neben ihm her. — Der Sonnenball war groß und rot geworden und fing an zu versinken, und dort, wo Gamaschen, das Kirchdorf, lag, ragte das feine Fingerchen eines Türmchens auf. —

Den Kleinen hielt Fritz an der Hand und tröstete ihn, Er wolle wiederkommen und Martin ein Rüterpferd mitbringen. Der Kleine aber weinte und weinte. Ein Rüterpferd wollte er gar nicht. Er wollte wissen, wenn Fritz zurückkehre.

„Wenn Du so groß bist, daß Du ein Fuder Heu aufstaken kannst. Und das wird doch nicht lange dauern — was?“

Sie waren auf der Höhe der Koppel angekommen, die Sonne war hinab, und Abendrot stand am Himmel. Und aus Nied und Rohr leuchtete der See wie Blut und Feuer herauf.

Fritz legte die Hand auf des Brüderchens hellblondes Haar. „Weiter sollst Du nicht mit, mein kleiner Junge. Es muß doch mal sein, hier wollen wir auseinandergehen. — Du wirst das da noch oft sehen. Und wenn Du's siehst, dann denk an Fritz! — Willst das?“

„Ja“, entgegnete Martin.

Auf einmal hob der große Bruder ihn in die Höhe und küßte ihn auf den Mund. Martin war noch niemals von einem Manne geküßt worden, auch nicht von seinem Vater. Das ist dort, wo Martin und Fritz geboren sind, ganz ungebrauchlich.

Mit einer gewissen Hast war er von Fritz hingeseht worden, nun stand er und sah dem Bruder nach. Erst bewegte sich der Schattenriß von Fritz noch scharf und schwarz vor dem roten Abendhimmel, dann fing er an zu versinken und versank immer mehr. — Fritzens Schatten war schon so weit, da stand er noch einmal still und winkte. Der Kleine erkannte es ganz gut, Fritz winkte mit seiner Mütze. Dann kam der Wegnick am Wiesenweg, der verschluckte den in die weite Welt gehenden Fritz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Der Balkon im Blumenjchmud.

In den letzten Wochen ist Prieckle in seinem Regellub (der „Nabenbrüderloge zur untergegangenen Sonne“) vergeblich erwartet worden. Er hatte andere Arbeit. Im März hatte auch die jüngste Tochter den Monteur Krabbelmüller geheiratet. Herr und Frau Prieckle waren damit wieder „endlich allein“, wie damals am ersten Abend. Lang ist es her! Bald danach hielten Prieckles nach einer neuen Wohnung Umschau. Kleiner sollte sie sein, einen Balkon sollte sie haben, und nach der Sonnenseite sollte sie liegen. Nach langem Suchen war sie gefunden, und am ersten April wurde mit Hilfe seines Freundes Rudelmaier, der aus München, dem Paradies der Maier, stammen will und kleine Fuhrer fährt, der Umzug bewerkstelligt. Kaum waren Prieckles in der neuen Wohnung warm geworden, so begann die Sorge um den Balkon und seine Ausstattung in den Vordergrund zu treten, und an einem schönen Abend saßen wir gemütlich um den runden Tisch, zu beraten, was zu machen sei.

Hat man, wie Prieckle, einen Balkon, der hoch oben wie ein Schwalbennest am Hause hängt, dann hält es nicht schwer, auch mit bescheidensten Mitteln hier ein kleines Blumenidyll zu schaffen, das den schönsten Dachgärten, ja selbst die sagenhaften hängenden Gärten der Semiramis übertrumpft.

Die erste Sorge ist die Beschaffung von Kästen, die, wenn es die Bauart gestattet, auf die Balkonbrüstung, sonst auf dem Boden dicht am Gitter stehen sollen. Die Länge und Breite eines jeden Kastens muß den Größenverhältnissen des Balkons angepaßt sein, die Höhe etwa 20 Zentimeter betragen. Kästen aus Blech sind unbrauchbar, weil sie sich in der Sonne erhitzen, wodurch die an den Wandungen liegenden Wurzeln verbrennen, und weil sie der Luft keinen Zutritt zum Erdreich gestatten, wodurch dieses versauert, was Wurzelsäule zur Folge hat. Balkonterrinen aus Ton sind billig, auch poröse, aber für sonnige Lage nicht geeignet, weil sie sich gleichfalls zu sehr erhitzen. Am empfehlenswertesten sind Holzkästen, die sich Prieckle selbst gezimmert hat. Man nutzt sie oder beschlägt die Eden mit Blech, weil genagelte Kästen sonst unter der Einwirkung der ständigen Bodenfeuchtigkeit bald „aus dem Leim“ gehen. Zur Erzielung eines geregelten Wasserabzuges werden in jeden Kasteboden eine Anzahl großer Löcher mit dem Drillbohrer gemacht, dann streicht man die Kästen außen mit grüner Delfarbe.

Liegt der Balkon nach der Straße, so muß man auch für eine Vorrichtung sorgen, welche das nach dem Gießen abziehende Wasser auffängt, denn wenn man Bienen oder Bohnen gesät hat und das Gießwasser läuft den unten gehenden Damen in die Topfhüte, so kann man es erleben, daß es nicht die Bienen und auch nicht die Bohnen sind, die kommen, sondern die Polizei, natürlich mit einem Strafmandat. Ich habe mir in einfacher Weise wie folgt geholfen, und Prieckle will es ebenso machen: Auf jedes Abzugloch im Boden legt man eine Blumentopfscherbe, und dann bringt man eine zwei Finger hohe Schicht Torfstreu ein. Diese wird zuvor in Wasser gelegt und mit den Händen tüchtig ausgedrückt. Torfstreu wirkt wie ein Schwamm, saugt, wenn man nicht zu toll gießt, das überschüssige Gießwasser auf und gibt es dann nach und nach wieder an die trockener werdende Erde ab. Auf die Torfunterlage kommt die Erde. Diese muß gehaltreich sein. Die elende, mit Wurzeln und Topfscherben durchsetzte Abfallerde, die man in den Blumen-geschäften meist als „Blumenerde“ erhält, taugt nichts. Entweder holt man sich in einer Gartengärtnerei beste Mißbeckerde, die man mit einem Sechself großen Sand vermischt, oder man holt sich von einer fetten Wiese die vom Maulwurf aufgeworfene Erde,

der man etwas Nabelerde beimischen kann. Bessere findet man in unseren Kiefernforsten, wenn man die obere, noch nicht verrottete Nadelsticht fortgeräumt hat. Auch die schwarze Holzerde von lange benutzten Zimmerplätzen ist zur Beimischung brauchbar. Mit solcher Erde, die nicht zu naß, aber auch nicht zu trocken sein darf, werden die Kästen gefüllt; die Erde muß ziemlich fest, aber nicht zu fest angedrückt werden.

Wir stehen nun vor der Frage, ob wir die Kästen bepflanzen oder besäen sollen. Letzteres greift den Geldbeutel nur wenig an, erfordert aber Geduld, denn die Samen brauchen Zeit zum Keimen, die Sämlinge Zeit zur Entwidlung. Wo die Kästen ein üppiges Blättergewirr mit reichlichen Blüten und elegant herabhängenden Ranken bilden sollen, da empfehle ich die rankende Kapuzinerkresse (Tropaeolum Lobbianum). Es gibt Sorten mit feuerroten und auch solche mit orangefarbenen und gelben Blüten. Die Blätter sind sehr würzig und können auf Butterbrot gegessen werden, die gleichfalls würzigen Samen kann man wie Kapern einmachen und essen. Für 30 Pf. Samen genügen für einen nicht zu großen Balkon. Man legt die Kerne einzeln in Zickzacklinie, also so in die Kästen; sie sollen etwa 1 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt sein. Will man den Balkon in eine Laube verwandeln, d. h. Schlingpflanzen an Spalter oder an gespannten Schnüren hochziehen, dann legt man die rot blühenden Feuerbohnen, die verschiedenfarbigen, nur abends aufblühenden Trichterwinden (Mondblüten), die nicht sehr hoch rankenden wohlriechenden Bienen oder den nur seiner Belaubung halber beliebten weiß-grün-buntblättrigen japanischen Hopfen. Alle diese Samen werden sofort gesät, nur Feuerbohnen erst nach dem 15. Mai. Kürbisse finden in den Kästen nicht genügend Nahrung zur Entwidlung, andere feine Sommerfrüchte müssen unter Glas herangezogen werden. Diese — so Sommerseu (Mikania scandens), wohlriechende Pilogyne (Pilogyne suavis), rankende Cobaea (Cobaea scandens), — muß man kaufen und kurz vor Pfingsten pflanzen.

Auf beschatteten Balkonen gedeihen nur zwei Schlingpflanzen: großblättriger Efeu und wilder Wein. Beide sind ausdauernd, werden im Keller überwintert, müssen aber in jedem dritten Jahre frische Erde erhalten.

Will man nicht selbst säen, sondern gleich etwas Fertiges haben, so bepflanzt man die Kästen kurz vor Pfingsten mit gefausten Gewächsen.

Die schönsten Blütenpflanzen für volle Sonnenlage sind die Pelargonien, fälschlich Geranien genannt: die hängenden Efeu-pelargonien mit meist zart rosa und zart rot gefärbten Blumen und die Zonalpelargonien, am schönsten in der leuchtend feuerrot blühenden Sorte Meteor. Diese Pflanzen kosten 60 bis 80 Pf. pro Stück und werden in eine Reihe in 20 Zentimeter Abstand gepflanzt. Man nimmt sie aus dem Topfe und pflanzt sie mit dem Topfballen. Bei Morgen- oder Nachmittagsonne gedeihen Blütenbegonien, afrikanische Valsaminen (Impatiens Sultani), auch „Fleischiges Rieschen“ genannt, Fuchsin, Heliotrop, herrlich nach Vanille duftend, und Hortensien.

Der fertig beplante oder besäte Kasten muß noch einen zwei Finger breiten Gießrand aufweisen, der bei jedesmaligem Gießen das nötige Wasser fassen kann. In der ersten Zeit verwendet man zur Bewässerung eine mit Draufelopf versehene Kanne. Das Wasser soll überschlagen, mindestens luftwarm, nicht kalt sein. Im Frühling gießt man nur morgens, im Sommer abends, wenn es nottut, morgens und abends. Sind die Pflanzen in vollem Wuchs, so gibt man wöchentlich zwei- bis dreimal Düngwasser, je drei Gramm Laubdüngung in 1 Liter Wasser, das sind drei Teile Düng auf tausend Teile Wasser, oder 1/2—1 Gramm Alberts Nährsalz (in kleinen Mengen bei Samenhändlern erhältlich) auf 1 Liter Wasser.

Prieckle ist felsenfest davon überzeugt, bei Beachtung vorstehender Ratsschläge im Juli den schönsten Balkon in der ganzen Aderstraße zu haben, und ich bin sicher, daß das tatsächlich der Fall sein wird. Hd.

Neue Erzählliteratur.

(Schluß.)

Else Jerusalem: Der heilige Starabäus. Roman. E. Fischers Verlag, München.

Der Name Else Jerusalem kommt uns das erstmal vor die Augen. Ist dieses Buch — die Bezeichnung Roman trifft seinen Kern nicht, denn es ist die Passionsgeschichte der Prostituierten — ein Erstlingswerk? Dann würde dieser reife Frauengeist um so mehr überraschen, der hier mit erstaunlichem Verständnis für die psychische und soziale Seite des Dürrentums seinen Stoff beherrscht. Ein starker ethischer Ernst, eine sichere Kraft, das Gewollte zu schildern, die sich jeden Phrasentums begibt, vor allem die ruhige Klarheit im Denken unterscheiden Else Jerusalem's Buch in überaus vorteilhafter Weise von den auf Effekt und Nährung hingearbeiteten Erzeugnissen ähnlichen Themas. Seit Margarete Böhmers in „Weiblichkeit“ tiefendem Tagebuch einer Verlorenen habe ich ein gelindes Grauen vor den ebenso geschäftigen (lies geschäftlichen) wie empfindsamen Dirnen-Ketterinnen und -Berzherlicherinnen. Aber Else Jerusalem will weder eine Ketterin noch eine Berzherlicherin sein. Mit männlichem Geist gibt sie nur objektive Tatsachen, keine lamentablen Enthüllungen mit faulsticker Ten-

denz, sondern sie berichtet einfach von dem in Jaulnis schillernden Leben im Bordell, „der Residenz des Triebes“. Wer lusternen Gemüts an diese „Kulturgeschichte“ herangeht, etwa pilante Hiftörchen, Radtheiten, erotischen Kibel erwartet, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Die Damen von Frau Warrens Gewerbe und ihre unglücklichen Opfer sind zwar in ihren lehen Intimitäten belauscht, aber von der Autorin Standort aus brechen sich diese schwülen Dinge alle an ihrer, ich möchte sagen wissenschaftlichen Betrachtung. Ein Kind mit unerschulden, fragenden Augen wächst auf in dieser Welt der Erniedrigung und Schändung der Frauenwürde, gerät später, wissend werdend, hinein in der Sumpf, erlebt in den „Salons“, in denen die Männer ihre Lüste stillen, das Martyrium der käuflichen Freudenmädchen und ringt sich am Ende los, um mit reiner Seele ein Mensch unter Menschen zu werden. Dieser nicht immer glaubwürdig motivierte Läuterungsprozess der Dirne ist der Geschichte schwächer Teil. Das Bild jener Stätten, da die Menschlichkeit in den Staub getreten wird, die psychologisch getreue Zeichnung der armseligen Geschöpfe „an sich“, schaffen die starke Wirkung des Buches. Die künstlerische Linie ist dabei nirgends verlassen, es wird nicht mit flacher Sentimentalität hantiert. Darum ist auch keins der beliebten Anlagebücher herausgekommen. Die Verfasserin versteht die Notwendigkeit, versteht die Zusammenhänge. Der heilige Starabaus ist ein glänzender Mistläser. Die Aegypter hielten ihn heilig. Sollen wir die Starabäen in unserem Gesellschaftsorganismus zertreten? Den tangenden Mädchen, lachenden Bräuten, spielenden Mätkern ist das Buch gewidmet. Warum nicht auch den Männern? Denn vor allem macht doch der Mann das Weib zur Dirne. Nicht durch seine Begierden, sondern durch den Sinn, der mit und bei der Sache ist.

Ludwig Thoma: Briefwechsel eines bayerischen Landtagsabgeordneten. Mit 20 Zeichnungen von Eduard Thöny. Verlag Alb. Langen, München.

Da wir einmal bei den Kulturbüchern sind, muß auch diese famose Sammlung von Briefen genannt werden, in denen Ludwig Thoma mit unübertrefflichem Humor den Zentrumsgeist unter dem Schädeldache eines bäuerlichen ultramontanen Abgeordneten kristallisiert. Wir kennen diese Kabinettsstüchchen erquidlicher Satire schon vom Simplicissimus her, dort haben wir sie schon mit herzlichem Lachen gelesen. Jetzt haben wir sie aber alle beisammen, diese wahrhaft klassischen Spiegelungen blöder Gehirne, durch die das Goethewort „am Ende hängen wir doch ab von den Kreaturen, die wir machten“, eine ironische Illustration erfährt. Josef Jilser und Genossen werden auch trotz dieser grandiosen Verurteilung weiter zum Stimm . . . na, sagen wir höflich: Stimmaterial „gemacht“ werden. Aber in der Trübseligkeit unserer Zeit sind diese Briefe in ihrer unergleichlichen Komik, in ihrem beikenden Hohn und in ihrer lapidaren Bauerenschädelspsychologie und -Philosophie, in der alles auf seinen ehesten Ausdruck gebracht ist, eine wahre Erfrischung. Freilich, das ganze Büchlein hintereinander wird man wohl schwerlich durchnehmen können, diese heilsame Medizin gegen Hypochondrie muß, wie alle starkwirkenden Mittel, in kleinen Dosen genossen werden. Die angefügten, bisher noch unveröffentlichten Aufsätze Johann Jilers sind eine Extraergänzung. N.

Aus dem „Leben“ eines Despoten.

Im Pariser „Journal“ wird erzählt, wie der entthronte Abdul Hamid seine Tage und Nächte verbrachte. Wir entnehmen der interessanten Schilderung das folgende:

Sein Essen wurde in einer Küche zubereitet, die ständig von den treuesten der ihm ergebenden Diener überwacht war. Der Sultan aß immer allein; manchmal gab er ganz plötzlich von dem Gericht, das ihm serviert wurde, dem Koch zu kosten. . . . Das war natürlich eine weiße Vorichtsmaßregel. Nach dem Diner las er Briefe; war er leidlich guter Laune, so ließ er sich etwas vorlesen; er hatte sein Theater und seine Opern-, Operetten-, Tänzerinnen- und Spahmachertuppen; wenn eine berühmte westeuropäische Theatergesellschaft durch Konstantinopel kam, lud sie der Sultan zu einem Gastspiel im Zildis-Kiosk ein; er wohnte dann in dem halbdunklen Saale mit einigen wenigen Herren seines Gefolges der Aufführung bei, und man kann sich denken, daß die Vorstellung vor fast leeren Bänken nicht besonders amüsant war. Abdul Hamid ging spät zu Bett, nachdem er persönlich alle Türen seiner Gemächer fest verschlossen hattet. Während er schlief, mußten alle Lichter brennen, denn er hatte eine furchtbare Angst vor der Dunkelheit.

Niemals schlief er zwei Nächte hintereinander in demselben Schlafzimmern: es mußten am Abend in sämtlichen Schlafzimmern des Palastes die Betten hergerichtet werden, und der Sultan wählte erst im letzten Augenblick das Zimmer, in welchem er schlafen wollte! Manchmal irzte er bei Nacht ruhelos im Palast umher; das geschah besonders, wenn er durch einen schlechten Traum aus dem Schlafe aufgeschreckt worden war. Er guckte dann in alle Ecken und Winkel, weil er überall Verräter vermutete, oder er ließ mitten in der Nacht die Musiker des Palastes wecken, um sich etwas vorspielen zu lassen. . . . Der Gedanke an den Tod erfüllte ihn mit Entsetzen: er scharte daher eine ganze Anzahl berühmter Aerzte um sich und befolgte alle hygienischen Vorschriften bis auf das i-Tipfelchen.

Einmal im Jahre nur zeigte er sich dem Volke: er fuhr dann durch die Stadt, um sich zu der religiösen Feier der Anbetung des Mantels des Propheten zu begeben. In einer Ecke seines gepanzerten, aber halb offenen Wagens sitzend, faufte er sozusagen wie ein Wirbelwind vorüber, so daß niemand ihn genau zu sehen bekam, es wußte auch niemand vorher, welchen Weg er wählen würde, um zur Moschee zu gelangen.

Die Privatgemächer des Sultans waren im nördlichen Teile des Palastes gelegen und von einer 4 Meter dicken Mauer umgeben; in der Mauer befanden sich eiserne Tore, die nur nach außen hin geöffnet werden konnten. In früheren Jahren hatte der Beherrscher der Gläubigen seinen Wohnsitz direkt im Harem aufgeschlagen; später, als er auch seinen Frauen und den Eunuchen mißtraute, ließ er sich zahlreiche Separatzimmer bauen: Zimmer, deren Türen sämtlich mit sehr komplizierten Kunstschlössern versehen waren; vor jeder Tür hingen schwere Vorhänge, die so angebracht waren, daß niemand ahnen konnte, daß hinter dem Vorhang ein Ausgang war.

Der Palast war mit elektrischem Licht und mit zahllosen Telephonapparaten versehen; vor den Schießarten der Mauer standen Schnellfeuergeschütze neuester Konstruktion. 7000 Soldaten bewachten den Riesenpalast, in dessen Dependenz 5000 Menschen lebten.

Man ersieht aus alledem, daß Abdul Hamid das typische „Leben“ des im Bewußtsein seiner Verhafttheit dahinvegetierenden und von der Angst um sein bißchen elendes Leben ständig zermarterten Tyrannen geführt hat.

Skutari.

Nähert man sich Konstantinopel vom Marmara-Meere aus, so erhebt sich zunächst vor den Augen des Reisenden eine reizende Inselgruppe, bedeckt mit Gebüsch, über denen die dunkle Cypresse, die schlanke Arbutu und die immergrüne Eiche majestätisch hervorragen und aus deren Schatten hin und wieder die Mauern eines griechischen Klosters auftauchen. Während des größten Teils des Jahres ist die sie umgebende Wasserfläche so glatt und eben, daß die lieblichen Eilande auf dem Meere zu schwimmen scheinen, aus dessen glänzendem Spiegel ihr Bild dem Auge widerstrahlt; dies sind die Prinzeninseln. Sie sind fast nur von Rajahs bevölkert und der Lieblingsaufenthalt der vornehmeren Griechen der Hauptstadt im Sommer, da bei ländlicher Natur hier eine viel gemäßigtere Temperatur herrscht als an den Ufern des Bosporus. Zur Rechten erhebt sich die Küste von Kleinasien, über der sich in blauer Ferne die großartigen Umrisse des asiatischen Olympos am Himmel abzeichnen, meistens unberührt und scharf in dem reinen Aether und nicht — wie Homer sagt — „mit unwölktem Gipfel“. Die Abhänge des Berges bedecken dichte Waldungen, auf seiner Spitze aber türmt sich ewiger Schnee, der, im Sonnenlichte glänzend, auf die erstickte Atmosphäre im Sommer ein „illustriertes Gefühl“ von Kühlung niederregnet. — In einem weiten Bogen dehnt sich von hier die Küste bis zum Eingang in den Bosporus. In einer Vertiefung liegt Chalcedon, die „Stadt der Blinden“, wie sie vom delphischen Orakel genannt wurde, jetzt Kadiköi, und neben ihr erstreckt sich, fast eine deutsche Meile weit, der große Begräbnisplatz der Gläubigen, der ausgedehnteste der Welt, besät mit Tausenden und Abertausenden von Grabsteinen und beschattet von Cypressen, dem „Baum der Toten“. Aus der Ebene aber, gegen die Anhöhen aufsteigend, breitet sich das schöne Skutari — die asiatische Vorstadt Konstantinopels — weit am Gebirgsabhänge aus, zur Rechten von der ungeheuren Kavalleriekaserne begrenzt, deren weiße, mit vieredigen Türmen gezierter Mauern die Aufmerksamkeit des Kommenden schon aus weiter Ferne auf sich ziehen, im Hintergrunde von den steilen Höhenzügen von Burgerlu, einem Zweige der großen bithynischen Gebirgskette, begrenzt. Skutari liegt auf einem der Vorgebirge, durch die sich die reizende Strömung des Bosporus drängt. Bei dieser Enge eröffnet sich dem Fremden die herrlichste Aussicht; sie umfaßt beinahe die ganze Länge des Bosporus mit allen seinen romantischen Windungen. In dieser lieblichen Meerenge vereinigt sich alles Schöne und Erhabene, alles was Auge und Gemüt entzückt. Der Bosporus verbannt wahrscheinlich seine Existenz furchtbaren Naturereignissen. An seinem östlichen Ende war wohl vor Zeiten ein Binnensee, dessen höher als das Mittelmeer gelegene Niveau mehrere tausend Meilen umschloß. Durch eine Erdschütterung ist vermutlich ein Bruch entstanden, durch den das Wasser drang und die tiefer gelegenen Gegenden übersüttete; diese Vermutung wird aus verschiedenen Gründen zur Wahrscheinlichkeit. Auf einzelnen Stellen der einst von den großen Wassermasse bedeckten Fläche finden sich noch kleinere: das Schwarze, Afrowische und das Kaspiische Meer, die ursprünglich wohl nur tiefere Stellen des weiten Beckens waren, während die flacheren, durch die Ableitung trocken gelegten Punkte alle Kennzeichen eines Alluvialbodens besitzen. Der Punkt, wo nach der Vermutung der Bruch stattfand, zeichnet sich durch vulkanische Ueberreste aus; Basalt, Lava und andere Schladen und Verkalkungen liegen in Masse umher. Die Meerenge selbst trägt alle Spuren einer mit Gewalt geöffneten Kluft, deren Erhöhungen auf der einen Seite den Vertiefungen auf der anderen entsprachen, während der Grund

eine Reihe von Stufen bildet, über die sich die Strömung noch mit der Kraft eines Wasserfalls hinabstürzt. Das erste Land, das die gewaltige, durch den plötzlichen Bruch verursachte Ueberschwemmung verwüstete, war das Festland von Griechenland, und die Tradition erzählt von der Flut des Deukalion, als deren Ursache die Alten das Spalten der kranischen Felsen angaben, so daß Dichter und Geschichtschreiber sich in dem Zeugnisse dieses furchtbaren Naturereignisses vereinigen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Der Wert der künstlichen Trommelfelle. Die künstlichen Trommelfelle, bis jetzt im großen Publikum noch wenig bekannt, besitzen vermöge ihrer Leistungsfähigkeit in bezug auf die Verbesserung der Hörschärfe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Sie werden aus Silber, Paraffin oder sterilem Papier hergestellt. Dr. Kadoleczny in München hatte unter 25 Fällen 17 mal gute Erfolge mit den künstlichen Trommelfellen zu verzeichnen. Bei diesen Patienten, die meist an chronischem Mittelohrkatarrh litten, wurde das Hörvermögen in der Weise gebessert, daß es für höhere Töne gewöhnlich besser war als für tiefe. Der Vorteil der Hörverbesserung liegt für den Patienten in dem größeren Schutz vor Unfällen wegen des besseren Hörens tieftöniger Geräusche, ferner im leichteren Fortkommen im bürgerlichen Leben. Der Erfolg sollte bei doppelseitiger Schwerhörigkeit immer versucht werden, wenn keine Eiterung aus dem oberen Paukenraum besteht. Freilich sind die Kranken genötigt, unter ärztlicher Beobachtung zu bleiben, da die Trommelfelle sich bisweilen verschieben oder herausfallen. Auch empfiehlt es sich, das künstliche Trommelfell mindestens jeden zweiten Monat zu wechseln, da die Schleimhaut unter ihm häufig wächst und etwas absondert. Läßt man es länger liegen, so nimmt die Beseitigung dieser Rückfälle oft sehr lange Zeit in Anspruch.

Technisches.

Die Entwicklung der Berliner Gaswerke. Nach Angaben von Schimming in einem Vortrage auf der 48. Jahresversammlung von Gas- und Wasserfachmännern ist die jährliche Gaserzeugung sämtlicher Gasanstalten Berlins im letzten Jahrzehnt von 122 Millionen Kubikmeter auf 253 Millionen gestiegen, hat sich also verdoppelt. Infolge dieser Zunahme ist trotz des Wachstums der Bevölkerung der Gasverbrauch pro Kopf von 70 Kubikmeter im Jahre 1898 auf 120 Kubikmeter im Jahre 1908 gestiegen. Zu diesem Aufschwung hat wohl das meiste die im Jahre 1901 erfolgte Einführung des verhältnismäßig niedrigen Einheitspreises für Gas zu Koch- und Leuchtzwecken beigetragen. Interessant sind auch die Fortschritte, die — zum Teil gezwungen durch den Siegeszug der elektrischen Vogenlampe — die Gasbeleuchtung auf den öffentlichen Straßen und Plätzen in den Jahren 1898—1907 gemacht hat. Die Zahl der öffentlichen Gasbrenner ist nicht stark gestiegen, sie betrug über 32 000 Stück im Jahre 1908 gegen circa 27 000 im Jahre 1898. Hingegen ist die Lichtstärke entsprechend dem immer stärker werdenden Licht Hunger des durch den Wettkampf der verschiedenen Lichtarten verwöhnten Großstäders bedeutend rascher gestiegen. Während die 27 000 Flammen insgesamt ein Licht von 1,8 Millionen Hefnerkerzen (Hefnerkerze ist die durch Abkühlen festgelegte Einheit der Lichtstärke) ausstrahlten, verfügen die 32 000 Flammen über eine Lichtstärke von 4,7 Millionen Kerzen! Was für eine Verbesserung der Beleuchtung diese Zahlen darstellen, kann man am besten daraus erkennen, daß heute auf jeden beleuchteten Quadratmeter 0,44 Kerzen gegenüber 0,192 Kerzen vor 10 Jahren entfallen. Die Beleuchtung ist also mehr als doppelt so gut zu nennen. Und dabei wird in Berlin nur 6 Proz. der gesamten erzeugten Gasmenge für öffentliche Beleuchtungszwecke verwendet, ein Prozentatz, der im Vergleich mit dem Verbrauch anderer Städte als sehr niedrig zu bezeichnen ist. Die hohen Werte der Straßenbeleuchtung sind den in den letzten Jahren immer mehr zur Einführung gelangten Preßgaslampen zu verdanken. Die in Berlin zur Verwendung kommenden Preßgaslampen bestehen aus je drei in einer Laterne vereinigten Glühlichtbrennern mit einem Gasverbrauch von je 800 Liter in der Stunde. Bei diesen Preßgaslampen wird durch Steigerung des normalen Gasdrucks eine vorzügliche Lichtausbeute erzielt, die die Erzeugung von Lichtstärken, wie man sie sonst nur bei Verwendung starker elektrischer Vogenlampen gewohnt ist, ermöglicht. Da gleichzeitig seit dem letzten Jahre verschiedene Straßen Berlins (u. a. die Friedrichstraße) mit neuen, sehr ökonomisch brennenden Vogenlampen, den sogenannten Flammenbogenlampen, mit besonders präparierten Kohlen („Albalohlen“) beleuchtet werden, so ist die Frage der Wirtschaftlichkeit der beiden Konkurrenten eine sehr wichtige. Einwandfrei ist sie aber bis jetzt noch nicht zugunsten einer der beiden Beleuchtungsarten beantwortet worden, da verschiedene Momente mitwirken, die sich nicht objektiv in Zahlen ausdrücken lassen. Tatsache ist nur, daß die Gasbeleuchtung technisch sehr viel geleistet hat. Während noch vor 2—3 Jahren die Be-

leuchtung des Potsdamer Platzes durch Vogenlampen unerreicht da stand, wird heute die in denselben Platz mündende Königgräber Straße durch Gaslampen genau so gut beleuchtet. Es bleibt aber noch fraglich, ob diese Lichtfülle wirklich überall erforderlich ist und ob da nicht des Guten etwas zuviel getan wird. Wenn Verkehrsknotenpunkte wie der Potsdamer Platz mehr als taghell beleuchtet werden, so ist das nur mit Freuden zu begrüssen. Anders liegt es aber, wenn alle wichtigeren Straßenzüge so beleuchtet würden. Die nächste Folge ist die, daß die Ladenbesitzer für ihre Auslagen nach immer stärkeren und immer größeren Lichtquellen greifen müssen, so daß das Passieren einer solchen Straße für die Augen der Passanten eine Qual und vielleicht auch eine Gefahr bedeutet. Durch die starke Beleuchtung der Hauptstraßen wird man auch, um die zu starken Kontraste zu vermeiden, gezwungen, die Nebenstraßen besser zu beleuchten, was ja in Berlin noch oft ganz angebracht, in vielen Fällen aber überflüssig ist und eine unnütze Belastung bedeutet. Selbstverständlich ist für eine Großstadt gute Beleuchtung ein Lebensbedürfnis, aber sie darf nicht aus reiner Freude an der Sache selbst überseht werden.

Vorläufig aber ist in Berlin an der Straßenbeleuchtung noch manches zu verbessern, so daß der Ruf: „Mehr Licht!“ noch immer eher Berechtigung hat als etwa eine Devise: „Weniger Licht!“ Wie erwähnt, erhalten die Preßgaslampen Gas unter einem höheren Druck, der in besonderen Kompressorenanlagen in der Waisenstraße, in der Gütchiner Straße und am Arminiusplatz erzeugt wird. Zwei weitere Anstalten sind für die Selterstraße und Danziger Straße in Aussicht genommen. An der Gaserzeugung selbst sind eine Reihe Gasanstalten beteiligt, von denen die am Stralauer Platz eingegangen ist, während die in der Müllerstraße im Eingehen begriffen ist. Dafür kam das neue große Gaswerk in Tegel als Ersatz. Dieses Gaswerk, ursprünglich für eine tägliche Leistung von 250 000 Kubikmeter bestimmt, leistet heute bereits 340 000 Kubikmeter täglich und soll für eine Leistung von 450 000 Kubikmeter ausgebaut werden. Außerdem soll ein neues großes Gaswerk an der Oberspree errichtet werden. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Länge sämtlicher Versorgungsleitungen gegenüber mehr als 900 Kilometer im Jahre 1898 im Jahre 1908 1341 Kilometer betrug, was der Entfernung von Königsberg bis München entspricht!

Aus dem Gebiete der Chemie.

Zur Geschichte der Tinte liefert das „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und Technik“ einige interessante Beiträge. Unsere Tinte im edelsten Sinne des Wortes, die eine meist auf chemischem Wege gefärbte Flüssigkeit darstellt, war dem Altertum unbekannt. Bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein verwandte man zum Schreiben auf Papier und Pergament fast ausschließlich Tusch, d. h. feste Farbstücke, die zum Gebrauch verrieben und in einer Flüssigkeit verrührt wurden, in der sie sich jedoch nicht auflösten, sondern in Form kleinster Körnchen verteilt waren. Damit sie an der Unterlage besser haften und sich nicht abwischen ließen, wurden der Lösung häufig harzige Bestandteile oder sonstige Klebstoffe zugesetzt. Die am meisten verwandte schwarze Tusch bestand aus Ruß und Gummi und wurde der Tradition nach im Jahre 2630 vor Christi von Lien-tschu in China erfunden. Im dritten vorchristlichen Jahrhundert ist die chinesische Tusch jedenfalls ein gesuchter Handelsartikel in den Mittelmeerländern, in Ägypten, Griechenland und Italien. Da sie aber durch den zweiten Transport sehr verteuert wurde, benutzte man frühzeitig zum gewöhnlichen Gebrauch einheimische Surrogate. Die in Rom gebräuchlichsten Rezepte für Schreibtusch waren 1 Teil Gummi und 3 Teile Ruß oder 2 Teile Ruß, 12 Teile Gummi und je 1 Teil Leim und Vitriol. Den Ruß gewann man durch das Brennen von Teer und Pech in besonderen Fabriken, in denen sich der Ruß sich an glatten Wänden niederlag; feinere Sorten erhielt man durch Verbrennen oder Verkohlen von Elfenbein, Weinsternen und bestimmten Hölzern. Auch farbige Tinten bestand man im Altertum herzustellen: rote Tusch aus dem Saft der Purpurschnecke oder der Kermesbeere, Gold- und Silbertinte mit Hilfe fein suspendierten Blattgoldes resp. -silbers. So ist die in Upsala aufbewahrte Bibelhandschrift des Ulfilas, der sogenannte Codex argenteus, mit solcher Silbertinte geschrieben.

Unsere heutigen Tinten, vor allem die Kanzleitinten, bestehen meist aus einer Vermischung von Gerbstoffen mit Eisensalzen, z. B. dem Auszug von Galläpfeln. Im Altertum bereits wurde eine solche Mischung vielfach dargestellt; sie diente aber nicht zum Schreiben, sondern zum — Stiefelwischen, indem das mit Eichen-galbe gegerbte Leder mit Eisentupferditriol bestrichen wurde und durch die sich so bildenden Eisenoxydsalze eine grünliche bis blauschwarze Färbung erhielt. Erst aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sind Manuskripte mit fuchsig geworden, wahrscheinlich gerbsaures Eisen enthaltender Schrift bekannt. Eine systematische Tintenchemie besteht erst seit circa 900 Jahren seit der Erfindung der echten Eisengallustinte. Den gesteigerten Bedürfnissen der Neuzeit entsprachen dann die zahlreichen Neuerungen und Verbesserungen, unter denen vor allem die Erfindung der Kopiertinte 1780 durch James Watt, der Alizarintinte 1856 durch Leonardi-Dresden und der Hestographentinte im Jahre 1879 zu erwähnen ist.